

# Heimischer Bergbau in zwei Jahrtausenden

von Wilhelm Blankertz, 1942

Unsere bergische Heimat ist Industrieland. Das gilt sowohl für Tuch-, als auch für die Eisenindustrie. Beide sind nicht von außen hineingetragen, sondern bodenständig. Die Herstellung von Tuchen ging hervor aus der Leinenweberei, die auf einheimischen Flachsanzbau zurücklief. Unser überaus kalkarmes Wasser der zahlreichen Bäche und Flüsse und die sonnigen Auen riefen mit einer naturgegebenen Selbstverständlichkeit Leinengarnbleicherei ins Leben. Schon unsere vorreformatorischen Kirchenakten (1401–1559) verzeichnen überall Abgaben in Flachs und Leinentuch. Auch eine als Geschäft betriebene Tuchbereitung besteht bereits, verschiedentlich werden Walkmühlen und Farbhäuser erwähnt.

Noch älter ist die heimische Eisenindustrie. Sie beruht auf dem Reichtum des Heimatbodens an nutzbarem Erz. Aus einer Zeit, in die keine aufgeschriebenen Akten hinabreichen, benutzen wir ihre Urkunden in ihrer Hinterlassenschaft, die wir überall in unseren Wäldern und Tälern finden. Rund 200 der alten Arbeitsstätten hatte ich allein in der Gegend um Hückeswagen und Radevormwald wieder aufgefunden; auch die Bezirke um Wermelskirchen und Dhünn besitzen sie. Manche der zurückgebliebenen Singerberge fassen nach fachmännischer Schätzung 50-70 Doppelwagen Schlacke. Der Wiesenboden in unseren engen Tälchen ist vielerorts bis 1,20 m, Tiefe von ihnen angefüllt. Sie wissen, dass ich die Entstehung dieser ältesten bergischen Erzgewinnung, -verhüttung und -verarbeitung in die frühgeschichtliche Zeit verlege und kennen meine Meinung, dass sie um 400 v. Chr. von den Germanen übernommen wurde. Aufgrund der Bodenfunde habe ich behaupten dürfen, dass sie 850 n. Chr. zu Ende ging. Kleine Hufeisen, die älteste eiserne Tüllenart unserer Heimat, eiserne Krampen, ausgeschmiedete Eisenteile für Messer, Werkzeuge und Waffen (Lanzen und Schwerter), graue, raue Topfreste weisen sie in die frühgermanische Zeit, zahlreiche Scherben von schwarzen Kugelamphoren mit charakteristischen Randbildungen belegen ihren Betrieb durch die Franken, die ebenso gefundene frühe Pingsdorfer-Lindorfer Ware reicht bis in die erste Hälfte des 9. Jh. Das ist nicht nur meine Ansicht, sondern auch die junger Archäologen (Dr. Buttler, Dr. Korsten). Die kleinen Hufeisen sind selbst von Älteren (J. Hagen – Bonn) als „fränkisch“ registriert worden (Museum auf Schloß Burg), also zwischen 230-450 n. Chr. Schuld an ihrem Erliegen war die Erschöpfung des Bodens an Erzen.

Überall lagen Erzgruben, Arbeitsstätten mit ihren Öfen, Schreckteichen, Schmiedeplätzen und Meilerhaufen in ihrer geschlossenen Einheit beieinander. Nur weiches Schmiedeeisen wurde hergestellt und weiter verarbeitet. Flüssiges Eisen für Eisenguß konnte noch nicht gewonnen werden. An Erzen hat die Heimat: Sumpferz oder Toneisenstein in den nassen Tälern, Brauneisenstein an den Berghängen und auch den weißen Stahlstein (Spateisenstein). Das Wissen um die Tatsache, dass die Alten dem „weißen Stein“ nachgingen, lebt noch heute in unserer Heimat. Sumpferz erneuert sich noch immer in unsern wasserreichen Wiesen und sumpfigen Brüchen. Brauneisenstein in losen Knollen, ganzen Nestern und Gängen gibt es noch heute überall. Beim Roden und Ackern legt der Pflug sie bloß. Bei jedem Wegebau werden sie losgeschnitten, namentlich in der Nähe der alten Erzvorkommen. Brauneisensteinknollen habe ich z. B. bei der Erweiterung unserer Talsperre bis zu 10 Pfd. Gewicht gefunden. Auch bei der Anlage der Reichsautobahn konnte ich ganze Nester, namentlich in der Nähe von Wermelskirchen, feststellen und Proben dem Bergamt zu Siegburg vorlegen. Spateisenstein, der weiße Stahlstein, steht noch heute in der Mulde in der Nähe der Schwerspatgruben in ziemlicher Menge an (s.u.).

Der Bergbau in jener alten Zeit war ausschließlich Tagebau und einfach. Das Wiesen- oder Sumpferz fand sich direkt unter der Oberfläche. War es zu wässrig, so wurde es auf flachen Hürden vorgeröstet. Beim Brauneisenstein sammelte man zuerst die vom Wasser entblößten, losgerissenen und in den flachen Mulden zusammengeschwemmten Knollen. Fand er sich in Nestern, so hob man ihn an den Berghängen in mannstiefen Gruben aus. In sie stieg man auf einfachen Leitern hinab, deren Sprossen abwechselnd links und rechts an einem genügend starken Baumstamm angebracht waren. Mit Brechstangen und schweren Schlägeln schlug man das Gestein los und warf es hinaus. Dann wurde es zerkleinert und von den tauben Bestandteilen befreit. Die leeren Nester blieben zurück und füllten sich mit Wasser. Das nasse Tal des Reinsbaches z. B. ist voll davon. Auch die sogenannten „Wittschpöhle“ im Rattenberg sind so entstanden. Fand sich der Brauneisenstein in Gängen, so hob man diese, am Talrand beginnend, aus. Das unnütze Feldgestein ließ man in ihnen, noch heute sichtbar, in großen Brocken liegen. So entstanden die noch immer an unseren Berghängen vorhandenen „Pingen“, jene maulwurfsgangartigen Einschnitte an der Oberfläche, die häufig mit einem Male 4 – 5 m tief aufhörten, da nämlich, wo die Erzgänge plötzlich abbrachen.

Diese „Gangspalten“ sind, als sie schon mit Erzen aufgefüllt waren, von „Verwerfungen“ betroffen worden; diese drückten die Erzgänge zu, quetschten andere ab, bogen sie um oder verschoben die Fortsetzung nach oben oder unten, nach links oder nach rechts, so daß es oft schwer ist, die verschwundene Gangspalte wieder aufzufinden. Zur Ableitung des eindringenden Wassers verwendete man halbierte und rinnenartige ausgehöhlte Baumstämme (Bergische Sauereiche) von etwa 50 cm Durchmesser, wie sie an den Eifgenquellen, am Heidersteg und am Moorbach bei Entwässerungsarbeiten über 1 m tief in der Erde gefunden wurden. Ein solches „call“ wird noch heute auf dem Hofe Bornbach als Jaucheabflußrohr benutzt.

Die Rennöfen zur Verhüttung standen in der Nähe der Erzfundstätten. Ich habe ihre Bruchstücke Karenweise ausgegraben und hatte sogar das Glück, in der Mul einen von ihnen in noch verhältnismäßig gutem Zustand zu heben.

In meiner Arbeit „Die älteste bergische Eisenindustrie“ im Märzheft des Sauerländischen Gebirgsboten von 1936 habe ich ihn wie folgt beschrieben:

Rennfeuer bedeutet Schmelzofen. „Rennen“ ist ein gemeingermanisches Wort und besagt seinem ursprünglichen Sinne nach „laufen machen“. So blieb es in der gewerblichen Sprache erhalten als „gerinnemachen“ oder „schmelzen“. Der Hückeswagener Schmelzofen lag tief in einem jüngeren Schlackenhaufen, gut 1 m hoch bedeckt von dessen Massen. Er ist also älter als diese sind. Die zu ihm gehörenden Singer-Schmelzrückstände liegen in der Erde des nahen Wiesengrundes. Der Ofen war ohne jedes Mauerwerk, in einfachster Art und so primitiv aufgebaut, dass seine Tonwände zusammenbrachen, als wir den Lehmmantel dahinter entfernten. Teile der oberen Ofenwand waren schon bei seiner letzten Entleerung eingefallen und lagen zur Seite. Der Lehmmantel, in dem er steckte, auch der Ausdruck Lehmhügel wäre keine Übertreibung, war mit Grauwackebrocken aus dem nahen Fels durchsetzt und erhielt dadurch eine größere Widerstandskraft. Je näher wir der eigentlichen Feuerstelle kamen, desto stärker wurde die Steinpackung. In der Nähe des Feuers waren Steine und Lehm ziegelrot gebrannt. Zur Seite der Ofenanlage lag ein Vorrat von Holzkohle zur Feuerung und ein Lehmlager zu Reparaturen. Das entsprechende Tonlager fanden wir in der nahen Wiese. Der Ton des Ofens war feuerfest. Wir setzten ihn mit dem Schweißbrenner einer Temperatur von 2000 °C aus, und er war kaum angeglüht. Die Ofenanlage besitzt eine Sohlenbreite von gut 2,60 m, der Schmelzraum misst 55 cm im Durchmesser, der Lehmmantel ist mehr als 80 cm dick, die Ofenwand 25 cm stark. Der durch sie führende Windkanal war besonders gut erhalten, über 1,50 m lang und verengte sich allmählich. Er läuft anfänglich über den Boden und steigt dann langsam. Seine Schenkel zeigen am Ende je ein rundes Loch von 7 cm Durchmesser. Diese Löcher sind 40 cm voneinander entfernt und dienen zur Aufnahme zweier senkrechter Stützen aus Stein, über die man Querplatten legte. So wurden die Öffnungen und der ganze Windkanal gut abgedeckt. Der mächtige Ofenbau ist gegen den Berghang gelehnt, die Hinterseite sogar in ihn hineingebaut, auf diese Weise ist die Anlage auf treffliche Weise gestützt. Der Windkanal zielte genau auf das gegenüberliegende enge Seitental, dessen natürlichen Luftstrom er auffängt. Von Blasebälgen fanden wir keine Spur. Die Höhe des Ofens betrug 1,50 m. Flußmittel wie Kalk haben keine Verwendung gefunden.

Verhüttet wurden die Erze mit Holzkohle. Die Meilerplätze liegen in unmittelbarer Nähe, oft tief in der Erde. Die zurück gebliebene Schlacke enthält nach fachmännischer Untersuchung noch bis zu 55 % reines Eisen, insbesondere nach den Analysen des *Prof. Dr. Guttmann* zu Düsseldorf, der ihr „*alle Merkmale vorgeschichtlicher Schlackenfund*“ zuspricht. Die Schlacke der Loosenau aus der Zeit Jan Wellems (um 1700) weist dagegen nur 2,2 % Eisen auf.

Jeder größere Arbeitsbezirk besaß seine Wallburg zum Schutz der Erz- und Arbeitsplätze und der darin beschäftigten Menschen.

Über mittelalterlichen Erzabbau und Erzverarbeitung in Grafschaft und Herzogtum Berg besitzen wir nur wenige urkundliche Belege. Der verstorbene Archivdirektor *Otto Redlich* stellt darüber zusammenfassend fest (urkundliche Beiträge zur Geschichte des Bergbaues am Niederrhein in Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Band 15, 1900): „im Düsseldorfer Staatsarchiv gehören Bergwerksakten zu den großen Seltenheiten. *Lacomblets* Urkundenbuch, das mehrere Tausend Nummern Urkunden umfasst (rund 8.000), enthält nur ein Dutzend Dokumente, die auf Bergwerke Bezug nehmen. Halten wir damit die weitere Tatsache zusammen, dass die von *Redlich* neu publizierten Akten erst im Jahre 1439 einsetzen, ältere ungedruckte, soweit ich zu übersehen vermag, für das Bergische überhaupt nicht .... vorhanden sind, so können wir uns kaum der Schlußfolgerung entziehen, dass während des Mittelalters der Bergbau am Niederrhein nur eine sehr bescheidene Rolle gespielt haben muß.“

Fügen wir noch hinzu: Die Deutschen Rechtsaltertümer, die *Jacob Grimm* auf mehr als 950 Druckseiten gesammelt hat (3. Auflage 1881), erwähnen Erze oder ihre Verhüttung auch nicht mit einer einzigen Bemerkung. Sie kennen den Begriff „*isern = eisern*“ nur in der Bedeutung „*fest = ausdauernd = ewig*“, z. B. „*eisern Vieh stirbt nicht*“, S. 595, die „*iserne böcken*“ (s. 797 u. 805). Daran sollen wir denken, wenn wir wieder von der „*iseren stroote*“ reden oder von der „*iseren heck*“.

*Redlich* selbst veröffentlichte im Jahre 1900 noch 39 Urkunden über den bergischen Bergbau zwischen 1439-1606; sie beziehen sich auf Gruben am Lüderich, an der Agger, bei Bensberg, Wildberg, Eckenhagen, Morsbach (Sieg), Engelskirchen („Kaldenbach“) und die Ämter Windeck und Steinbach (s. auch u.) Ich stelle die Daten, soweit ich sie in der einschlägigen Literatur (bei *Beck, Lacomblet, Redlich, Esser, Engels, Leger* u. s. w.) fand, zusammen:

Zur Zeit *Karls des Großen* wurde die Eisenverarbeitung nicht nur auf den Königshöfen, sondern auch schon von selbständigen Handwerkern geübt. Nach einer kaiserlichen Verordnung war es den Amtleuten zur Pflicht gemacht, in ihren Bezirken für das Vorhandensein tüchtiger Eisenschmiede Sorge zu tragen (Landgüterordnung, Kapitel 45). Während der Sachsenkriege (742 bis 804), war die Ausfuhr von Eisen und Eisenwaren nach Sachsen verboten.

1122: Kaiser Heinrich V. verleiht der Abtei Siegburg das Recht, auf ihren Besitztümern, wo zu auch Lüderich bei Overath gehörte, Erze zu bergen.

1167: Kaiser Friedrich I. schenkt seinem Kanzler Reinald von Dassel, Erzbischof von Köln, die Silbergruben auf dem Reichshofe Eckenhagen.

Um 1200 gibt es Solinger Klingen und Eisenwaren aus der Kronenberger Gegend.

1249 verkauft die Abtei Siegburg die Grube Lüderich an Kölner Kaufleute, die sie im folgenden Jahre an den Erzbischof Konrad von Hochstaden verpachten (Kölner Dombau).

1275, 26. März: König Rudolf gestattet dem bergischen Grafen, dass er die von alters her bis jetzt in Wielaberch (Wielerberg) betriebene Münzstätte dauernd nach Wippilvordi (Wipperfürth) verlegen darf (*Lacomblet I*, S. 391). Dadurch wird nicht allein die Münzprägung der Grafenschaft berechtigt, sondern auch von einem wirklichen oder behaupteten Einspruchsrecht der Kölner Erzbischöfe befreit.

1301: wird beim Eigenhof in der Nähe von Wülfrath eine richtige Blei- und Silbermine entdeckt, von deren Ausbeute Graf Wilhelm I den fünften Teil fordert.

1311: entsteht ein Streit zwischen Adolf von Berg und dem Grafen von Sayn um das Kupferbergwerk Böcklingen im Kreise Morsbach.

1369: Erbvertrag Wilhelm II. mit Remscheider Schmieden über den gräflichen Hohenwald, das Remscheid genannt.

1390, 28. März: es erfolgt die Belehnung eines Hans Morgenstern aus Singerhausen mit dem Silberbergwerk „der Bylsberg“ durch Erzbischof Friedrich III. von Köln (*Zeitschr.* 18, S. 162).

Vor 1400 u. 1463 gibt es Eisengewinnung und -verarbeitung in Breckerfeld. 1463 wird hier die Zunft der Stahlschmiede gegründet und vom Herzog bestätigt.

1437 erhalten die bergischen Fürsten das Bergregal, das bisher – siehe oben! – ein Recht der Krone war, und zwar dank der seit 1423 vollzogenen Vereinigung mit Jülich (*Lacomblet Urk.* IV Nr. 226). Wenn in dieser am 13. Sept. 1437 dem Herzog Gerhard von Jülich-Berg ausgestellten Belehnungsurkunde bei der Aufzählung die dazu gehörigen Bergwerke ausdrücklich genannt werden, wird jedenfalls ein tatsächliches Vorhandensein von Bergwerken angenommen werden können (*Redlich*).

1480 findet sich „*Jenneper yser*“ in den Accisenrollen zu Osnabrück. Von einem mittelalterlichen Eisenerzabbau in unserer engeren Heimat, von dem die gewaltigen Schlackenberge stammen könnten, klingt auch nicht die leiseste Kunde. Die Annahme, dass *Adolf I* um 1118 seine neue Burg an der Wupper zum Schutze der „*schwer bedrängten Schwerterindustrie*“ angelegt habe, entbehrt jeder geschichtlichen Grundlage und muß aus der Geschichte unseres Bergischen Landes wieder verschwinden (s. die Widerlegung z. B. in *Bernhardt*, „zur älteren Geschichte Solingens“, 1935, S. 24 / 25). Wenn man in älteren Heimatschriften u. a. immer wieder liest, dass *Graf Adolf V. von Berg* (1259-1279) Harzer Bergleute in sein Land gezogen, die den Grund zu unserer Metallerzeugung und -verarbeitung gelegt hätten, so handelt es sich dabei um eine Erfindung bedenkenloser „*Geschicht*“-schreiber (*Aschenberg* 1814). Die beglaubigte Geschichte weiß nichts davon. Sie kennt zu keinem Zeitpunkt eine Siedlungspolitik der *Grafen und Herzöge von Berg*. Die Behauptung *Dr. Plöttners* (s. Rheinische Landeszeitung vom 26. April 1942), „*dass nach der Hochblüte der Thüringer Waffen-, Werkzeug- und Kleineisenschmieden im 17. Jh. ein großer Teil der thüringischen Schmiedehandwerker ins Westfälische einwanderte und dort unter günstigeren Arbeitsbedingungen bei Erz- und Kohlelagern die spätere Solinger, Remscheider und Siegener Stahlwarenindustrie gegründet*“, ist mit aller Entschiedenheit als ungeschichtlich zurückzuweisen. Schon meine bisherigen Ausführungen zeigen es, und die noch folgenden werden es Seite an Seite belegen. Daß die älteste Siegerländer Eisengewinnung und -verarbeitung mit ihren Wallburgen keltisch ist, bestreitet heute kein Wissender mehr.

Wohl die älteste Urkunde über Kupferbergbau bei Wipperfürth veröffentlichte zum ersten Male *Redlich* in den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins XV, S. 137:

„*Der Bürger Johann Grayß zu wypperfurde hat mit Erlaubnis und Zusage des Herzogs einen kopperberg mit mehreren anderen bergen in vurleden jaren in Besitz und dabei zwei Hütten van nuwens van neuem gegulden und gebouwet*“. Zum Betrieb derselben bedarf er des Wassers, dessen Gebrauch ihm durch Vertrag von „*hanß kotmann, wohnhaftlich in dem kirspel van Rade gegen jährlich Pacht zugestanden ist. Im laufenden Jahr hat er sie zu vorens bezahlt*“. Trotzdem will *Kotmann* „*das Wasser nicht laufen lassen*“. Durch solchen „*ouvermoud*“ (Übermut) steht sein Betrieb seit Pfingsten still, wodurch er großen verderblichen Schaden hat. Derselbe *Kotmann* hat ihm mit wehrhafter Hand Wege und Stege gesperrt, „*dat ein gemein wech ind straeße ist uß dem lande van der marke bis uff den ryn ind moiß ider man dar hain driven ind varen laeßen, der ihn nodig hat*“.

*Kotmann* hat ihm ferner „*in s. gnäd. Herrn lande uff der selver vrier straeßen*“ ohne Scheffenurteil und Landrecht die Pferde aus dem Geschirr gespannt und sie in seine Gewalt gebracht, angeblich der versäumten Pacht wegen, die er doch im voraus empfangen hat. Er ist in seine Hütte eingedrungen und hat daraus eine „*brandronde*“ (Rost ?) entwendet, die er für den Lantdrosten gegossen hatte, angeblich zur Strafe dafür, dass er über die „*vrie straeße*“ gefahren ist, obgleich er kein Recht hat, weder von ihm noch jemand anderes „*toel (Zoll) zu heven*“. Auch beim Kohlen- „*bernen*“ (Kohlenbrennen) in den Wäldern hindert ihn *Kotmann* in seiner Bosheit, obschon er auch dafür wohl bezahlt hat und erbötig ist, falls er einmal etwas sollte schuldig sein, ihm „*binnen der Stadt Wipperfurde zo gewonlichem recht zu stehen*“, denn er hatte noch so viel *gutz* (Vermögen), dass er solchen Kummer (Beschlagnahme) *nit zu leiden brauche*. Ein anderer, genannt „*Hermann mit der einen Hand*“, geht auf seine Berge, wenn er und seine Knechte nicht da sind, und nimmt ihm seine Gerätschaft, dass sie nicht arbeiten können. Gegen solche Beschwerden bittet er den Herzog, ihn zu schützen und ihm in einem besiegelten Briefe seine Rechte zu sichern.

Hier haben wir schon, das sei zunächst gesagt, ein erstes Bild mittelalterlichen Bergbaus:

Kupferberge und -gruben, Hütten, Guß, die Notwendigkeit des Wassers, wohl zur Erzwäsche oder gar zum Betrieb eines Blasebalgs, Holzkohlen zur Verhüttung, Knechte, An- und Abfuhr des Erzes und der Fertigware, der Verbindung zwischen Mark und Rhein durch die freie märkische Straße, Belästigung durch übelgesinnte Nachbarn, rohe Gewalttat, Straßenrecht und öffentliche Unsicherheit.

*Redlich* setzt die Urkunde ins 14. Jh. Aber versuchen wir sie noch genauer zu datieren. Der Landesfürst wird als Herzog angeredet. Das Herzogtum Berg entstand 1380. Der Kupferberg und die Hütten liegen nahe der Grenze zwischen den Bergischen Ämtern „*steynbich und meydem*“ (Steinbach und Mettmann). Beyenburg und Radevormwald sind noch nicht vom Amte Mettmann getrennt. Der Umstand weist in die erste Zeit unseres Herzogtums, wieder gleich nach 1380. Beyenburg erscheint 1396 zum ersten Male als Bergisches Amt. Die zweimal genannte märkische Straße, die über Anschlag, Halver „*von der märkischen Grenze*“, oder wie es auch heißt „*aus dem Brandenburschen*“ kam und über Radevormwald und über Wermelskirchen in die Rheinebene nach Köln führte.

Es ist dieselbe Straße, die im 17. und 18. Jh. Märkisches und Siegerländer Eisen in die Hämmer an der Kräwinklerbrücke (Clarenbach, 1714) und nach Remscheid und Lüttringhausen brachte, und geradezu Remscheider Stahl- und Eisenstraße heißt. Hier haben wir den urkundlichen Beleg, dass sie schon im 14. Jh. vorhanden war, damals noch frei ohne Zollzwang (Tollen = Anschlag).

An dieser Straße liegt heute noch der Hof Kottmannshausen, das ist der Besitz eines Kottmann. Das Verzeichnis der abgabepflichtigen Bauern von 1487 nennt im Kirchspiel Radevormwald einen *Kottmann*. Aus allem dürfen wir wohl schließen, dass der genannte Kofferberg in der Nähe der Ortschaft Kupferberg bei Wipperfürth lag. Das Amt Steinbach und die Stadt Wipperfürth werden ja unmissverständlich genannt. Dieser Kupferberg, wird – wohl zum ersten Male – schon im Verzeichnis der Einkünfte des *Apostelstiftes* im Amte Steinbach, das Pfarrer *Volmar von Helden* zu Wipperfürth 1443 aufgestellt hat, aufgeführt. Es geschieht wiederum 1487 in der so eben erwähnten Bauernschaftsliste desselben Jahres.

Und noch eins wollen wir als wertvoll herausheben:

*Grayß* spricht von vergangenen Jahren und hat seine beiden Hütten „*van neuwens*“ (von neuem) erbaut. Das kann sogar bedeuten, dass an ihrer Stelle bereits früher ältere Hütten gestanden haben, der Abbau und die Verarbeitung von Kupfer hier also vor 1380 liegt (Vergleiche zur ganzen Urkunde auch *Löcherbach* in Bergische Heimat, Beilage zur Bergischen Wacht, Engelskirchen Nr. 10 von 1926).

Von der Art und Weise des mittelalterlichen Bergbaus erzählt der verstorbene Steiger *G. Rottländer* manches Interessante bezüglich seiner Bleigrube Bliesenbach (Bergische Heimat Nr. 12 von 1932):  
„*Man rechnet sie wohl mit Recht zu einer der ältesten des Bergischen Landes. Jedenfalls war sie vor der Erfindung des Schießpulvers in Betrieb, wie aus den Funden hervorgeht, die wir beim Wiederaufschluß der Grube machten. Schlägel und Eisen, Picke und Treibeisen war das „Gezähe“ der damaligen Bergleute und mit ihnen haben sie die Gesteinsmassen und Erzsichten durchbrochen. In den Felswänden des Schachtes und den Stollen, den wir vorfanden, waren noch deutlich die Rillen und Schrammen zu sehen, die durch die vorgenannten Werkzeuge entstanden waren. Das Grubenlicht der alten Bergknappen bestand in Lampen aus gebranntem Ton in runder Form, oben trichterförmig, zur Aufnahme des Brennstoffes und des Dochtes. Sie waren nur 4 cm hoch, und wir haben ihrer bei der Durchsuchung der Grube eine große Anzahl gefunden. Ferner fanden wir Reste von Kleidungsstücken aus blauer gestrickter Wolle, die noch nicht leicht zerreißen waren, einen Hut aus dickem Filz, eine Menge Sandalen aus feinem, geschmeidigen Leder, einzelnes Gezähe, von Rost sehr zerfressen, hölzerne Tröge aus ausgehöhlten Baumstämmen, die zum Fortschaffen des Erzes dienten und ebenso lederne Ranzen, die denselben Zweck hatten. Die Sohle in den Strecken war rinnenartig ausgeschleift, was durch die erwähnten Holztröge verursacht war, wenn sie mit Bleierz beladen ans Tageslicht geschleppt wurden. Auch fanden wir rinnenartig ausgehöhlte Baumstämme, welche zum Abführen des Grubenwassers dienten. Einen Haspel, auf dessen Holzwelle sich noch ein Stück Hanfseil befand, habe ich auch herausholen lassen. Die alten Bergleute hatten einen Stollen angelegt, der 300 m ins Gebirge ging. Er hatte den Zweck die Grube zu entwässern. Etwa 20 m höher war der Förderstollen. Ein kreisrunder Schacht war gesenkt durch die feste hängende Gesteinsmasse und hatte eine Teufe (Tiefe) von über 30 m bis zur Talsohle....die Strecken waren außerordentlich niedriger Bauart: 80 cm hoch, 40 cm breit. Die Verzimmerung bestand aus Eichenholz, das oben und unten eingezapft war. Da auf der Grube Bliesenbach das Bleierz mit Zinnkerzen verwachsen ist, und für die alten Bergleute nur das Blei in Betracht kam, so hatte man die raue Masse stehen lassen. Die enge Bauart der Strecken, sowie der Umstand, dass die aufgefundenen Sandalen sehr klein waren, lassen den Schluß zu, dass die alten Bergleute außerordentlich kleine Leute waren und da die damaligen Deutschen von großem Körperbau waren, so muß man annehmen, dass es sich um Angehörige einer fremden Völkerrasse handelte, vielleicht um Leute, die von Natur aus zum Bergmannsberuf neigten und von den Unternehmern von weither geholt wurden. Wir haben ihren ganzen alten Bau durchfahren und festgestellt, dass der Schacht unterhalb der Talsohle eine Tiefe von 70 m erreichte. Jahrhunderte mögen verrauscht sein, seitdem sie der Erde eine karge Beute abgerungen haben“.*

Es war 1853, als die Grube Bliesenbach aufs neue erschlossen wurde. Heben wir besonders hervor, dass es vor Erfindung des Schießpulvers, also vor 1360 etwa, Stollenbau bei uns gab! Und wer denkt bei den „*kleinen Leuten*“ nicht an unsere Zwergsagen!

Die Gegend von Loope (Engelskirchen), in der die Grube liegt, besitzt auch eine Menge von Zeugen einer sehr frühen Eisenindustrie in Gestalt von Schlackenhöfen und Verhüttungsstellen mit Rennöfen, die ich durch persönliche Besichtigung kenne.

Und wieder ist es höchst bedeutsam, dass in diesen Eisengebieten Wallburgen liegen, die eine auf der Bergkuppe über der katholischen Kirche Engelskirchen, die andere über Loope, woselbst man die älteste Anlage einer Burg Ehreshoven sucht. Genau so ist es an der Agger, ich erinnere nur an die mächtige Berggipfelbefestigung zwischen Agger und Genkel, in deren unmittelbarer Nähe ich Eisenschlacken fand, gleiche Funde machte ich unweit des „*Sürther Burgrings*“.

Über die „*primitive Technik*“ der alten Gruben vor 1700 berichtet Lehrer *Bernshausen* – Engelskirchen in seinem Aufsatz *Peter Kauert* (Berg. Wacht) noch weiter: „*Da grub man Schächte von 1,20 - 1,50 m Breite wohl 60 m tief. Damit die Wände nicht einstürzten, tapezierte man sie mit Birkenreisig und drückte es durch die natürliche Federkraft junger Eichen gegen die Wände. Die Eichen bog man vorher zu einem Ring und band die Enden aufeinander. Dann brachte man ihn an die rechte Stelle im Schacht und zerschnitt die Bindung; der Ring sprang auseinander und leistete seine Arbeit, bis durch Eintrocknung die Federkraft verloren ging. Oben über dem Schachtloch war eine Haspel angebracht; um seine Welle wand sich ein Seil, an dessen Ende der Holzeimer hing, in dem man das Erz aus der Tiefe hob. Sechs Haspelknechte waren nötig, um den schweren Eimer mit Erz zu heben, das zwei Hauer losbrachen und zwei Karrenläufer in der Tiefe aus dem Stollen zum Schacht gefahren hatten. Manchmal hing auch der schwere Ledersack, gefüllt mit Grundwasser, am Seile, denn wasserreich waren damals wie heute die Heimatberge und gerade darum zerbrachen sich die besten Männer den Kopf, wie dieses Grundwasser zu entfernen sei*“.

Von den sagenhaften Iserschmitten des Mittelalters wissen wir urkundlich kaum etwas. Trotzdem liest und hört man immer wieder, dass sie die noch vorhandenen wenigen Nester und Gänge des Brauneisensteins gehoben und an Ort und Stelle in kleinen Rennöfen mit Hilfe von einfachen Blasebälgen „*geblasen*“, d. h. geschmolzen hätten.

Mit ihren Vorräten an schmiedbarem Eisen und den nötigen Gerätschaften auf ihrem Schmiedekarren seien sie von Hof zu Hof gezogen, um ihr Handwerk auszuüben und Gegenstände für die Landwirtschaft und Haushalte zu bessern oder neu herzustellen, sofern es die Bauern es nicht vorgezogen hätten, sie in ihren Waldschmieden zu besuchen, um gleich hier das Notwendige sich zurecht schmieden zu lassen. In ihre Zeit gehören unsere riesigen Schlackenberge sicherlich nicht! Das Wenige, das ich über sie und das Schmiedehandwerk jener Zeit überhaupt gefunden habe, erscheint mir so wertvoll, dass ich es hier zusammenstelle.

Um 1475 benutzten die Clarenbachs im Morsbachtal - und sie sind Schmiede - „das Wasser des Baches“, der Klarenbach, „zu ihrem Gewerbe“ (s. meine Denkschrift Adolf Clarenbach 1929, S. 5). In dem Lüttringhauser Visitationsprotokoll von 1550 wird von den „Widerwärtigen“, und als solche sind Adolfs Brüder namentlich aufgeführt, anklagend berichtet, dass sie an den Tagen der Heiligen nicht zur Kirche kommen und feiern, sondern „smitten“ und das öffentlich im Angesicht der Kirchspielsleute. Auch der Sohn des hier genannten Johann, ebenfalls so geheißen, wird als Sensenschmied bezeichnet. Adolfs Vater, Dietrich zum Busche bei Lüttringhausen, war einer der bergischen Waldschmiede, sein neuer Wohnort „im Busche“ weist geradezu darauf hin (s. a. O, S. 6).

Aus den Jahren 1481–1483 besitzt das Archiv der ev. Gemeinde Hückeswagen eine Spendenliste freiwilliger Gaben für den Marienaltar der örtlichen Pfarrkirche. Unter den Eintragungen interessieren uns zwei aus dem Jahre 1483:

1. *Hannes zo schuyinckhusen hait gegeben 4 vuyeren (Fuhren) isers facit 10 albus*
2. *Gobbel zom beichen (Bochen) 2 vuyren Isers facit 6 albus*

Schückhausen und Bochen liegen auf den Höhen am Rande der Mul und sind alte Eisenerzgebiete. Die beiden Geber gehören ohne Zweifel zu den von uns gesuchten Waldschmieden, die hier in den Wäldern ihr Handwerk trieben. Ihre Gaben sind mit 10 und 6 Albus Wert in Rechnung gestellt; das ist im Vergleich zu den übrigen Spenden nicht besonders viel; es kommen solche von 4, 10 und 12 Mark und einigen Goldgulden vor; ein *gerwyn smet* spendet 2 Mark. Um reiche Leute handelt es sich bei *Hannes* und *Gobbel* also nicht. Jede Fuhre ist mit 2½-3 Albus berechnet, was auch nicht für die Güte ihres *Isers* spricht. An guten Eisenerzen ist der Boden eben ausgeschöpft, sie halten nur noch Nachlese.

Auch andere Schmiede der Kirchenrechnungen von 1484-1525 sind als Waldschmiede anzusprechen, ihre Namen verraten es, so bei *johan an dem Berge* (1490), bei *wenemar smit under den beuken* (1502). Desgleichen erscheinen zur selben Zeit noch *Gerwin smyt* (1483), *alf in der smitten* (1502), *gangolf in der smitten* (1490) und *hannes smyt* (1518).

Beim Bau der Nicolauskirche (1490 – 1508) finden sie alle Arbeit und schmieden:  
Decknägel, große Nägel, *boennägel*, *lystennägel* (Leisten), oft 1.200 und 1.800 Stück, das Hundert nur 28 Heller, *tzuyinägel* (Zaunnägel), Türangeln, Schlösser, Gehänge, Klinken, Riegel usw. *Gangolf in der smitten* lieferte das ganze Schmiedewerk zu den Glasfenstern, das Tor zum neuen Kirchhof, das Gitter vor dem Hochaltar, *Gerwyn smyt* den Klöpfel für die 1511 von *Johann von Ander-nach* auf dem Hückeswagener Gottesacker gegossene Glocke, *johann smyt* eine *eisenbande*, *welker wart amo dey burger Klocke gebunden*.

Die Kirchengemeinde kauft *yser* sowohl am Orte als auch in Wipperfürth. So enthält die Rechnung von 1502 die Ausgabenposten:

*vur yser 12 ordtgl., vur smedeloen 12 ordtgl., vur Decknegel 10 ordtgl.,*

1490/91 steht aufgeführt:

*Darboven (darüber) hain ich noch 2 wage ind 19Pfd. gegulden und zo wypperfurde syn noch 3 wagen yser ind 16 Pfd.*

Selbst Eisenhändler werden uns genannt, so 1518:

*Gegulden van henryck molner ene wage yser, davor gegeben 6 mark; van Thomas gegolden 5 wage yser, davor gegeben 17 albus.*

Es gibt also Eisen in verschiedenen Qualitäten. In Wipperfürth kauft die Gemeinde ihren Eisenbedarf von dem Händler *Schnabel*.

1490/1491 heißt es beispielsweise:

*der selve snabel hat mir eynen staff (Haufen) yser gegeben zu dem bouwe.*

*Ob das noch aus dem heimischen Erz stammt, wissen wir nicht.*

Wohl noch wichtiger erscheint mir, dass die Hückeswagener Kirchenrechnungen uns drei der ältesten urkundlich bezeugten Eisenhämmer des ganzen Bergischen Landes nennen. Der erste erscheint Jahr um Jahr, so heißt es z. B. 1490:

*Item vur der wiesen by dem haemer vuer wipperfurde (hat) die haemersbekersge (an Pacht) gegeben 29 albus und 1 heller, und 1499: van der wiesen by dem haemer vur wipperfurde die haemers-bickersge gegeben 29 albus* (das „e“ in haemer ist ein Dehnungszeichen).

Seine Lage ist klar, es handelt sich um die heutige Örtlichkeit Hämmer unter dem Jostberge, seit 1883 nur noch zum Teil zu Hückeswagen gehörend. Der Bach, der den Hammer trieb, heißt bezeichnenderweise die Hamerbeke, das Bestimmungswort verrät, dass die Errichtung des Hammers an diesem Bach noch als etwas besonderes empfunden wird, er also wohl der erste der Gegend war.